AMY TAN

Das Kurtisanenhaus

GOLDMANN
Lesen erleben

AMY TAN

Das Kurtisanenhaus

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Elke Link

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Valley of Amazement« bei HarperCollins Publishers, New York.

Das Gedicht »Treibsand-Jahre« von Walt Whitman wurde dem Band
»Grasblätter« entnommen. Nach der Ausgabe von 1891/92
erstmals vollst. übertragen u. hg. von Jürgen Brôcan, München:
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, 2009.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © 2013 by Amy Tan
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Malgorzata Maj/Arcangel Images
Redaktion: Regina Carstensen
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31137-8
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Für
Kathi Kamen Goldmark und Zheng Cao
Seelenverwandte

Treibsand-Jahre, die ihr mich wer weiß wohin wirbelt,
Eure Pläne, Politik, Scheitern, Zeilen versinken,
Stoffe spotten und entziehen sich mir,
Bloß das Thema, das ich singe, die herrliche und fest
in Besitz genommene Seele, entzieht sich nicht,
Das Selbst darf niemals versinken – es ist der letzte
Stoff – der von allen gewiss ist,
Von Politik, Triumphen, Schlachten, Leben, was bleibt
da schließlich?
Wenn Shows abbrechen, was ist gewiss, wenn nicht das
Selbst?

Walt Whitman, »Treibsand-Jahre«

1

Der Verborgene Jadepfad

Shanghai, 1905–1907
Violet

Mit sieben Jahren wusste ich ganz genau, wer ich war: ein durch und durch amerikanisches Mädchen, was Hautfarbe, Umgangsformen und Sprache anging, und meine Mutter Lulu Minturn war die einzige weiße Betreiberin eines Kurtisanenhauses erster Klasse in Shanghai.

Sie gab mir den Namen Violet, nach den kleinen Veilchen, die sie in ihrer Kindheit und Jugend in San Francisco so gern gemocht hatte. San Francisco kannte ich aber nur von Postkarten. Meinen Namen hasste ich mit der Zeit. Die Kurtisanen sprachen ihn aus wie das Shanghaier Dialektwort *vyau-la* – das benutzte man, wenn man etwas loswerden wollte. Überall wurde ich mit »*Vyau-la! Vyau-la!*« empfangen.

Meine Mutter nahm einen chinesischen Namen an, Lulu Mimi. Das klang ganz ähnlich wie ihr amerikanischer Name, und ihr Kurtisanenhaus war damals als das »Haus von Lulu Mimi« berühmt. Ihre westlichen Kunden kannten es unter der englischen Übersetzung der Schriftzeichen, aus denen ihr Name bestand: »Der Verborgene Jadepfad«. Außer diesem Haus gab es keine Kurtisanenhäuser, die sowohl von chinesischen als auch von westlichen Kunden frequentiert wurden. Viele von den Kunden meiner Mutter waren im Außenhandel tätig und gehörten zu den wohlhabendsten Geschäftsleuten. Damit brach sie in beiden Welten Tabus, und zwar mit viel Bravour.

Das Freudenhaus war meine Welt. Ich hatte nie Gesellschaft von Gleichaltrigen, keine kleinen amerikanischen Freundinnen. Als ich

sechs war, schrieb mich meine Mutter an Miss Jewells Mädchenakademie ein. Es gab dort nur vierzehn Schülerinnen, aber sie waren alle gemein zu mir. Einige Mütter hatten dagegen protestiert, dass ich die Schule besuchte, und deren Töchter stifteten alle anderen Mädchen dazu an, gemeinsam an meinem Schulverweis zu arbeiten. Sie behaupteten, ich wohne in einem »sündhaften« Haus, und keines der Mädchen solle mich berühren, sonst würde mein Makel an ihm haften bleiben. Außerdem erzählten sie der Lehrerin, ich würde die ganze Zeit fluchen, dabei hatte ich das nur ein einziges Mal gemacht. Die schlimmste Beleidigung aber kam von einem älteren Mädchen mit albernen Ringellöckchen. Es war mein dritter Tag an der Schule, kurz vor Unterrichtsbeginn. Das Mädchen lief im Gang forsch auf mich zu und sagte so laut, dass es meine Lehrerinnen und die jüngeren Mitschülerinnen hören konnten: »Du hast mit einem schlitzäugigen Bettler Chinesisch gesprochen, du bist also auch ein Schlitzauge.« Ich konnte mir nicht noch eine einzige ihrer Beleidigungen anhören. Ich packte sie an ihren Ringellöckchen und zerrte daran. Auf ihr Gebrüll ging ein Fausthagel auf meinen Rücken nieder, während mir gleichzeitig jemand eine blutige Lippe verpasste und einen Zahn ausschlug, der bereits gewackelt hatte. Ich spuckte ihn aus. Einen Moment lang starrten wir alle den glänzenden Zahn an, bis ich mir theatralisch an den Hals fasste und kreischte: »Ich bin tot! Die haben mich umgebracht!« Dann brach ich zusammen. Ein Mädchen fiel in Ohnmacht, die Anführerin und ihre Meute verzogen sich mit betroffenen Mienen. Ich hob den Zahn auf – gerade war er noch ein lebendiger Teil von mir gewesen. Die Lehrerin drückte mir schnell ein zusammengeknotetes Taschentuch aufs Gesicht, um die Blutung zu stillen. Man setzte mich in eine Rikscha und gab mir nicht einmal ein paar Worte des Trostes zum Abschied mit. Meine Mutter beschloss auf der Stelle, dass ich von nun an zu Hause unterrichtet werden sollte.

Verwirrt erzählte ich ihr, was ich zu dem alten Bettler gesagt hatte: »*Lao huazi*, lass mich vorbei.« Bis sie mir erklärt hatte, dass *lao huazi* das chinesische Wort für »Bettler« war, war mir nicht be-

wusst gewesen, dass ich einen Mischmasch aus Englisch, Chinesisch und dem Shanghaier Dialekt sprach. Andererseits, woher sollte ich das englische Wort »Bettler« kennen, wenn ich nie einen amerikanischen alten Mann gesehen hatte, der zusammengesackt an einer Wand lehnte und brabbelnd um Mitleid heischte? Bevor ich in die Schule gekommen war, hatte ich meine spezielle Sprache nur im Verborgenen Jadepfad benutzt, wenn ich mit unseren vier Kurtisanen, ihren Zofen und den Dienstboten sprach. Ob sie klatschten oder flirteten, klagten oder sich beschwerten – ihre Ausdrucksweise drang mir ins Ohr, und so floss es auch wieder aus meinem Mund. Wenn ich mich mit meiner Mutter unterhielt, hatte sie nie etwas an meiner Redeweise auszusetzen. Zu all dem Durcheinander war noch hinzuzufügen, dass meine Mutter auch Chinesisch sprach und ihre Zofe Goldtaube Englisch beherrschte.

Der Vorwurf des Mädchens machte mir weiterhin zu schaffen. Ich fragte meine Mutter, ob sie als Kind Chinesisch gesprochen hätte, und sie erzählte mir, dass Goldtaube ihr eine strenge Lehrerin gewesen sei. Dann fragte ich meine Mutter, ob mein Chinesisch so gut sei wie das der Kurtisanen. »Deines ist in vielerlei Hinsicht besser«, sagte sie. »Du sprichst schöner.« Ich war beunruhigt. Ich fragte meinen neuen Hauslehrer, ob ein Chinese denn von Geburt an besser Chinesisch sprechen würde, als ein Amerikaner es je lernen könne. Bei jeder Rasse seien Mund, Zunge und Lippen bestens für die jeweilige Sprache ausgebildet, sagte er, genau wie die Ohren, die die Wörter ins Gehirn leiten. Ich wollte wissen, warum ich dann seiner Ansicht nach Chinesisch könne. Er meinte, ich sei eine gute Schülerin und hätte den Mund so trainiert, dass ich die Zunge anders bewegen könne.

Das beschäftigte mich zwei Tage lang, bis ich mich durch logisches Denken wieder meiner Hautfarbe zugehörig fühlte. Zuallererst einmal war meine Mutter Amerikanerin, überlegte ich. Auch wenn mein Vater tot war, so war es doch offensichtlich, dass er ebenfalls Amerikaner gewesen war, denn ich hatte schließlich helle Haut, braune Haare und grüne Augen. Ich trug westliche Kleidung

und ganz normale Schuhe. Man hatte mir nicht die Füße gebrochen und wie Kloßteig in einen winzigen Schuh gezwängt. Außerdem bekam ich Unterricht, und dies auch noch in schwierigen Fächern wie Geschichte und Naturkunde – »und zwar zu keinem höheren Zweck als allein dem Wissen«, hatte mein Hauslehrer gesagt. Die meisten chinesischen Mädchen lernten nur, wie sie sich benehmen sollten.

Darüber hinaus dachte ich nicht wie ein Chinese – ich verrichtete keinen Kotau vor Statuen, verbrannte kein Räucherwerk und glaubte nicht an Geister. Meine Mutter sagte immer: »Geister gehören zum Aberglauben der Chinesen, sie werden heraufbeschworen durch ihre eigenen Ängste. Die Chinesen sind ein furchtsames Volk, deshalb sind sie extrem abergläubisch.« Ich war nicht furchtsam. Und ich machte nicht alles auf eine bestimmte Art und Weise, nur weil es seit tausend Jahren so gemacht wurde. Ich besaß die Findigkeit eines Yankees, und ich hatte einen unabhängigen Geist, das hatte meine Mutter mir gesagt. Es war zum Beispiel meine Idee gewesen, den Dienstboten moderne Gabeln zu geben statt der althergebrachten Essstäbchen. Auf Anweisung meiner Mutter mussten sie das Besteck allerdings immer gleich wieder nach Gebrauch zurückgeben. Sie sagte, jede Zinke sei mehr wert, als ein Diener in einem Jahr verdiente, und daher könnten sie versucht sein, die Gabeln zu verkaufen. In puncto Ehrlichkeit hätten die Chinesen andere Maßstäbe als wir Amerikaner. Ich stimmte ihr zu. Hätte ich das wohl über mich selbst gesagt, wenn ich Chinesin wäre?

Nachdem ich Miss Jewells Akademie verlassen hatte, verbot ich den Kurtisanen, mich *Vyau-la* zu nennen. Sie durften auch keine chinesischen Kosenamen wie »Kleine Schwester« mehr verwenden. Sie sollten Vivi zu mir sagen. Violet durfte mich nur nennen, wer meinen Namen korrekt aussprechen konnte, und das waren meine Mutter, Goldtaube und mein Hauslehrer.

Nach der Änderung meines Namens wurde mir klar, dass ich das jederzeit wieder tun konnte, je nach Stimmung oder um einen bestimmten Zweck damit zu verfolgen. Bald darauf bekam ich nach

einem Missgeschick meinen ersten Spitznamen. Ich war durch den Großen Salon gerannt und mit einem Diener zusammengestoßen, der ein Tablett mit Tee und Knabbereien trug. Es fiel klirrend zu Boden. Er rief, ich sei ein *biaozi*, ein »kleiner Wirbelwind«. Ein herrliches Wort. Ich war der Wirbelwind, der durch das berühmte Haus des Verborgenen Jadepfads blies, mit meinem Heiligenschein aus flauschigen, dunklen Haaren und meiner Katze, die der Schleife hinterherjagte, die zuvor meine Haare gehalten hatte. Von da an mussten mich die Diener Wirbelwind nennen, auf Englisch, und das sprachen sie »huu-huu« aus.

Ich liebte meine rotgoldene Katze. Sie gehörte ganz mir, und ich gehörte ganz ihr. Dieses Gefühl hatte ich bei niemandem sonst – nicht einmal bei meiner Mutter. Hielt ich mein Kätzchen im Arm, bearbeitete es mein Mieder mit den Pfötchen, blieb dabei in der Spitze hängen und verwandelte sie in ein löcheriges Fischernetz. Ihre Augen waren genauso grün wie meine, und ihren braunschwarz gefleckten Körper überzog ein schöner goldener Schimmer. Sie leuchtete im Mondlicht. Meine Mutter schenkte sie mir, nachdem ich ihr anvertraut hatte, dass ich gern eine Freundin hätte. Die Katze hatte angeblich einmal einem Piraten gehört. Er hatte sie Carlotta getauft, nach der Tochter des portugiesischen Königs, die er entführt hatte. Eine Piratenkatze hatte sonst niemand, eine Freundin konnte jeder haben. Eine Katze war immer treu, anders als eine Freundin. Meine Mutter sagte, dessen sei sie sich ganz sicher.

Fast alle Hausbewohner hatten Angst vor meiner Piratenkatze. Wer sie von irgendwelchen Möbeln herunterjagte, wurde gekratzt. Sie heulte wie ein Geist, wenn sie in einem Schrank eingesperrt war. Wenn sie spürte, dass jemand sich ihr näherte, der Angst hatte, sträubte sie das Fell und stellte klar, dass die Angst auch durchaus berechtigt war. Goldtaube erstarrte, sobald Carlotta auf sie zulief. Als kleines Mädchen war sie von einer Wildkatze schwer verletzt worden, und sie wäre beinahe am Grünen Eiterfieber gestorben. Wenn jemand meine kleine Katze auf die Arme nahm, biss sie blitzschnell zu, und wenn sie jemand ohne meine Erlaubnis strei-

chelte, fuhr sie die Krallen aus. Sie war schuld am Tod eines siebzehnjährigen Jungen namens Loyalty Fang, der mit seinem Vater in den Verborgenen Jadepfad gekommen war. Ich hatte Carlotta gesucht und sie unter dem Sofa entdeckt. Ein Junge stand im Weg und fing an, in einer Sprache auf mich einzureden, die ich nicht verstand. Bevor ich ihn davor warnen konnte, Carlotta anzufassen, langte er nach unten und packte sie am Schwanz. Sie grub ihm die Krallen in den Arm und riss vier blutige Streifen Haut und Fleisch ab. Er wurde blass, knirschte mit den Zähnen und fiel, tödlich verwundet, in Ohnmacht. Sein Vater brachte ihn nach Hause, und Goldtaube meinte, das wäre sein sicherer Tod. Der wurde später von einer Kurtisane bestätigt; sie bedauerte es, dass er nie die Freuden des Boudoirs kennengelernt hatte. Auch wenn der Junge selbst schuld daran gewesen war, hatte ich Angst, dass man mir Carlotta wegnahm und sie ertränkte.

Bei mir verhielt sich Carlotta anders. Wenn ich sie auf den Arm nahm, war sie zärtlich und anschmiegsam. Nachts schnurrte sie in meinen Armen, und morgens maunzte sie mich an. Ich hatte immer Wurststückchen für sie in der Schürze, und außerdem noch eine grüne Papageienfeder, die an einer Schnur festgebunden war. Mit der Feder lockte ich sie unter einem der vielen Sofas hervor, wenn sie sich wieder einmal versteckt hatte. Ihre Pfoten ragten heraus, wenn sie nach der Feder schlug. Dann rannten wir zusammen durch das Labyrinth von Möbeln, und sie sprang auf Tische und Stühle, die Vorhänge hinauf und auf die Simse der Täfelung – wo auch immer ich sie haben wollte. Der Salon war Carlottas und mein Spielplatz, und dieser Spielplatz befand sich in einem ehemaligen Spukhaus, das meine Mutter in den Verborgenen Jadepfad verwandelt hatte.

Mehrmals hörte ich mit an, wie sie Zeitungsreportern aus dem Westen erzählte, wie sie das Haus für einen Apfel und ein Ei ergattert hatte. »Wenn man in Shanghai Geld machen will«, sagte sie, »muss man sich die Angst anderer Menschen zunutze machen.«

Lulu

Diese Villa, meine Herren, wurde ursprünglich vor vierhundert Jahren als Sommerhaus von Pan Ku Xiang erbaut. Er war ein wohlhabender Gelehrter und angesehener Dichter. Seine lyrischen Meriten kennt allerdings niemand, denn die Gedanken, die er niedergeschrieben hat, gingen allesamt in Rauch auf. Das Gelände mit seinen ehemals vier Häusern erstreckte sich einst über anderthalb Hektar, doppelt so viel wie heute. Die dicke Steinmauer ist noch original erhalten. Aber der West- und der Ostflügel mussten neu gebaut werden, nachdem sie einem mysteriösen Feuer zum Opfer gefallen waren – von denselben Flammen wurden auch die poetischen Sentenzen des Gelehrten verschlungen. Seit mehr als vierhundert Jahren wird eine Legende weitergereicht: Eine seiner Konkubinen, die im Westflügel wohnte, legte das Feuer, und seine Ehefrau im Ostflügel starb schreiend inmitten der Flammen. Wer weiß schon, ob diese Geschichte wahr ist? Aber keine Legende ist es wert, erfunden zu werden, wenn nicht ein, zwei Morde darin vorkommen. Finden Sie nicht?

Nach dem Tod des Dichters beauftragte sein ältester Sohn die besten Steinmetze damit, eine Stele zu fertigen, die auf einer Schildkröte stand und von einem Drachen gekrönt wurde, Symbole der Ehrbezeugung, die einem hohen Beamten vorbehalten waren – obwohl es im Bezirk keine Aufzeichnungen darüber gibt, dass der Gelehrte wirklich jemals einen solchen Posten innehatte. Als sein Urenkel schließlich zum Oberhaupt der Familie wurde, war die Stele umgestürzt und fast vollständig von Dornengestrüpp überwuchert. Der Name und die ehrenden Worte für den Dichter waren von Wind und Wetter in unlesbare Kerben verwandelt worden. Das war nicht die ewige Verehrung, die er sicher im Sinn gehabt hatte. Als seine Nachkommen das Anwesen vor hundert Jahren für wenig Geld verkauften, begann der Fluch. Nur ein paar Tage nach dem Erhalt des Geldes verspürte einer der Nachfahren höllisch bren-

nende Schmerzen und starb. Ein Dieb tötete einen weiteren Sohn. Die Kinder dieser Söhne starben an allem Möglichen, nur nicht an Altersschwäche. Mehreren Käufern widerfuhren in der Folge ungewöhnliche Unglücksfälle: Schicksalsschläge, Unfruchtbarkeit, Wahnsinn und Ähnliches. Als ich das Anwesen zum ersten Mal sah, war es ein verlassen daliegender Schandfleck, das Grundstück ein Dschungel aus wilden Ranken und wuchernden Büschen, eine Oase für streunende Hunde. Ich erwarb es für den Preis eines chinesischen Liedes. Sowohl Abendländer als auch Chinesen meinten, es wäre idiotisch von mir, es überhaupt zu kaufen, egal zu welchem Preis. Kein Zimmermann, Steinmetz oder Tagelöhner würde jemals die Schwelle dieses Spukhauses überschreiten.

Nun, meine Herren, was würden Sie tun? Aufgeben und sich damit abfinden? Ich engagierte einen italienischen Schauspieler – einen in Ungnade gefallenen Jesuiten mit dem finsteren Aussehen eines Asiaten, das verstärkt wurde, wenn er sich die Haare an den Schläfen zurückzog, so wie es chinesische Opernsänger machen, um die Augen theatralisch noch schräger zu stellen. Er legte das Gewand eines Feng-Shui-Meisters an, und wir bezahlten ein paar Jungen dafür, Flugblätter zu verteilen, die einen Jahrmarkt auf dem Gelände direkt vor der Spukvilla ankündigten. Wir hatten Essensstände, Akrobaten, Schlangenmenschen und Musiker, erlesene Früchte und eine Maschine, die Salzkaramellbonbons herstellte. Als der Feng-Shui-Meister zusammen mit seinem chinesischen Assistenten in einer Sänfte ankam, erwarteten ihn Hunderte von Zuschauern – das Publikum bestand aus Kindern und Amahs, den Ammen, Dienstboten und Rikschafahrern, Kurtisanen und feinen Damen, Schneidern und anderen, die die Neuigkeit unter die Leute bringen würden.

Der Feng-Shui-Meister verlangte nach einer Feuerpfanne. Er zog eine Schriftrolle heraus, warf sie hinein und sang irgendein tibetisches Kauderwelsch, während er das Feuer mit Reiswein besprenkelte, um die Flammen zu nähren.

»Nun werde ich das mit dem Fluch belegte Herrenhaus betre-

ten«, verkündete der Schauspieler der Menge, »und Pan, den Dichtergeist, überreden zu verschwinden. Wenn ich nicht zurückkehre, behaltet mich als guten Menschen in Erinnerung, der sein Leben geopfert hat, um allen zu dienen.« Lebensgefahr ins Spiel zu bringen, ist immer nützlich, damit die Leute einem das Erfundene glauben. Das Publikum sah ihm zu, wie er den Ort betrat, an den sich sonst niemand traute. Nach fünf Minuten kam er wieder heraus, die Leute murmelten und warteten gespannt auf das, was er zu erzählen hatte. Er berichtete, dass er den Dichtergeist in einem Tintenfass in seinem Malatelier entdeckt habe. Sie hätten ein äußerst angenehmes Gespräch über seine Gedichte und seinen vergangenen Ruhm geführt. Der Dichter habe sich darüber beklagt, dass er wegen seiner Nachfahren so früh in Vergessenheit geraten sei. Sein Grabmal sei nur noch eine vermooste Tafel, an die wilde Hunde pinkelten. Der Feng-Shui-Meister versicherte daraufhin dem Dichtergeist, dass er eine schöne Stele errichten würde, würdiger noch als die letzte. Der Dichtergeist dankte ihm und verließ sogleich das ehemalige Spukhaus, um seiner ermordeten Ehefrau wieder Gesellschaft zu leisten.

Damit war das erste Hindernis genommen. Dann musste ich noch die Skepsis gegenüber einem Club überwinden, der sowohl auf Abendländer als auch auf Chinesen ausgerichtet war. Wie sollte der jemals Erfolg haben? Wer würde kommen? Schließlich betrachten die meisten Abendländer die Chinesen als untergeordnet – intellektuell, moralisch und gesellschaftlich. Es schien unwahrscheinlich, dass sie jemals gemeinsam Zigarren und Brandy zu sich nehmen würden.

Umgekehrt mögen die Chinesen die herrische Art nicht, mit der die Ausländer Shanghai als ihre eigene Hafenstadt betrachten und wie sie dort mit ihren eigenen Verträgen und Gesetzen regieren. Die Ausländer trauen den Chinesen nicht. Und sie beleidigen sie, indem sie Pidgin sprechen, sogar mit Chinesen, deren Englisch so kultiviert ist wie das eines britischen Lords. Aus welchem Grund sollten die Chinesen mit Leuten Geschäfte machen, die sie nicht respektieren?

Die einfache Antwort lautet: Geld. Im Außenhandel liegt ihr gemeinsames Interesse, das ist ihre gemeinsame Sprache, und ich helfe ihnen, sie in einer Atmosphäre zu sprechen, die jegliche Vorbehalte entkräftet, die noch bestehen könnten.

Unseren Gästen aus dem Westen biete ich einen Club mit den Annehmlichkeiten, die sie gewöhnt sind: Billard, Kartenspiele, die erlesensten Zigarren und Brandy. Dort in einer Ecke steht ein Klavier. Am Ende jedes Abends versammeln sich die letzten Gäste um das Instrument und singen die Hymnen und sentimentalen Lieder ihrer Heimat. Ein paar scheinen zu glauben, sie seien mit Caruso verwandt. Unseren chinesischen Gästen biete ich die Annehmlichkeiten eines Kurtisanenhauses erster Klasse. Die Gäste halten sich an die Regeln beim Umwerben der Kurtisanen. Dieses Haus ist kein Bordell, das kennen eher die Männer aus dem Westen. Unseren chinesischen Gästen bieten wir zusätzlich die mittlerweile erwarteten westlichen Annehmlichkeiten eines Kurtisanenhauses erster Klasse: Billard, Kartenspiele, den erlesensten Whisky, zusätzlich zum Opium auch Zigarren, hübsche Musikantinnen, die die alten chinesischen Gassenhauer singen und die Männer ermutigen, mitzusingen. Unsere Ausstattung ist höherwertig als in anderen Häusern. Der Unterschied liegt im Detail, und da ich Amerikanerin bin, liegt mir dieses Wissen im Blut.

Jetzt befinden wir uns dort, wo Osten und Westen zusammentreffen, im Großen Salon, in dem sich Geschäftsleute aus zwei Welten finden können. Man stelle sich nur das vielfältige Stimmengewirr vor, das wir jeden Abend hören. Hier sind viele Vermögen gemacht worden, und alles begann mit der Vorstellung durch mich und dem ersten Händeschütteln der Beteiligten. Wer in Shanghai ein Vermögen verdienen will, muss sich das merken, meine Herren. Wenn behauptet wird, eine Idee ist unmöglich, dann wird sie auch unmöglich. Aber in Shanghai ist nichts unmöglich. Man muss das Alte mit dem Neuen zusammenbringen, die Möbel sozusagen umstellen, und eine gute Vorstellung abgeben. Mit List und Tücke zum Erfolg. Opportunisten willkommen. Innerhalb dieser vier Wände

wird allen, die mindestens zehntausend Dollar zu investieren haben oder deren Einfluss mehr wert ist als das, der Weg zum Reichtum gezeigt. Wir haben unsere Ansprüche.

Näherte man sich dem Eingangstor des Herrenhauses, sah man auf den ersten Blick, dass man gleich in ein feines Haus mit einer ehrwürdigen Geschichte eintrat. Am Torbogen hing immer noch die Steintafel, die standesgemäß für einen Ming-Gelehrten war; an den Ecken hatte man zum Beweis ihrer Echtheit noch ein wenig Flechte gelassen. Das massive Tor wurde regelmäßig frisch mit rotem Lack gestrichen, und die Messingbeschläge wurden glänzend poliert. Auf den Säulen war eine Tafel mit den beiden Namen des Hauses angebracht: VERBORGENER JADEPFAD auf der rechten Seite und »Das Haus von Lulu Mimi« in Chinesisch auf der linken.

Sobald man durch das Tor in den vorderen Hof getreten war, bekam man fast den Eindruck, man sei zurück in die Zeit gereist, in der der Dichtergeist noch Herr des Hauses war. Der Garten war einfach und von klassischen Proportionen, er enthielt von Fischteichen bis zu knorrigen Kiefern alle traditionellen Elemente. Dahinter befand sich ein recht schmuckloses Haus: Die Fassade bestand aus schlichtem, grau verputztem Stein, die Gitterfenster hatten ein einfaches geometrisches Muster. Die Traufen des grau geschindelten Daches waren leicht nach oben geschwungen, nicht zu sehr, aber doch genug, um an die Flügel glücksbringender Fledermäuse denken zu lassen. Und vor dem Haus stand die Dichterstele wieder an ihrem rechtmäßigen Platz. Sie ruhte weiterhin auf der Schildkröte und verkündete, dass man sich noch zehntausend Jahre an den Dichter erinnern würde.

Sobald man jedoch in den Vorraum gelangte, verschwanden alle Hinweise auf die Ming-Dynastie. Der bunt gemusterte Boden bestand aus maurischen Fliesen, gegenüber war eine Wand aus roten Samtvorhängen. Wurden sie zurückgezogen, kam man in den »Palast der himmlischen Freuden«, wie meine Mutter ihn nannte. Das

war der Große Salon, und er war vollkommen westlich gestaltet. Das war zwar Mode in den besseren Kurtisanenhäusern, aber bei meiner Mutter hatte man das Gefühl einer größeren Authentizität, außerdem war sie wagemutig. Vierhundert Jahre mit viel Spuk wurden mit bunten Wandvorhängen, dicken Teppichen und niedrigen Diwanen, steifen Polsterbänken, Chaiselongues und türkischen Ottomanen im Überfluss bekämpft. Blumenständer trugen Vasen mit Pfingstrosen, die so groß waren wie der Kopf eines Babys, und auf runden Teetischen standen Lampen, die dem Salon den bernsteinfarbenen Glanz eines Sonnenuntergangs verliehen. Auf den Sekretären befanden sich Humidore aus Elfenbein oder verzierte Cloisonnée-Gefäße, aus ihnen konnten sich die Männer Zigarren oder Zigaretten nehmen. Die Sessel waren so dick gepolstert, dass sie den Hintern der Leute ähnelten, die darin saßen. Die Chinesen fanden einige der Einrichtungsgegenstände recht amüsant. Die aus Frankreich importierten blau-weißen Vasen zum Beispiel waren mit Darstellungen von Chinesen bemalt, die Napoleon und Joséphine ähnlich sahen. Vor den Gitterfenstern hingen schwere Mohair-Vorhänge mit grünen, roten und gelben Quasten sowie fingerdicken Fransen, Carlottas Lieblingsspielzeug. Kerzen- und Wandleuchter warfen Licht auf die Gemälde von rosawangigen römischen Göttinnen mit sehnigen weißen Körpern, die neben gleichermaßen muskulösen weißen Pferden herumtollten – groteske Gestalten, wie manche Chinesen sagten, und ihrer Meinung nach Darstellungen von Sodomie.

Links und rechts vom Großen Salon ging es in kleinere, intimere Zimmer ab, dahinter lagen überdachte Gänge, die über Höfe in die frühere Bibliothek, das Maleratelier und den Familientempel des Gelehrten führten. All diese Räumlichkeiten waren so umgewandelt worden, dass Geschäftsmänner darin zu einem Abendessen für Freunde einladen und sich von eleganten Kurtisanen unterhalten lassen konnten, die herzzerreißende Weisen sangen.

Ganz hinten im Großen Salon hatte meine Mutter eine geschwungene, mit Teppich belegte Treppe mit einem rot lackierten

Holzgeländer bauen lassen, die zu drei gerundeten, mit Samt ausgekleideten Balkons führte, wie man sie in Opernhäusern sieht. Von dort aus überblickte man den Großen Salon. Ich beobachtete oft die Festivitäten darunter, während Carlotta auf den Balustraden auf und ab spazierte.

Die Vergnügungen begannen nach Sonnenuntergang. Die ganze Nacht über fuhren Kutschen und Rikschas vor. Zersprungenes Ei, der Pförtner, hatte schon die Namen der angemeldeten Gäste auswendig gelernt, und nur diesen wurde Einlass gewährt. Von meinem Ausguck aus sah ich die Männer durch die roten Vorhänge in den luxuriösen Raum eintreten. Einen Neuankömmling erkannte ich sofort. Er betrachtete die Szene, die vor ihm lag, ließ den Blick durch den Raum schweifen und konnte es gar nicht glauben, dass sich Chinesen und Abendländer begrüßten und sich höflich unterhielten. Der Mann aus dem Westen sah zum ersten Mal, wie Kurtisanen lebten. Zuvor hatte er sie vielleicht nur im Vorbeifahren in einer Kutsche beobachtet, ausstaffiert mit Pelzen und Hüten. Aber hier waren sie in erreichbarer Nähe. Er konnte mit einer von ihnen sprechen, sie bewundernd anlächeln, auch wenn er bald mit Nachdruck erfahren musste, dass er sie nicht anfassen durfte. Ich fand es wunderbar, wie meine Mutter es schaffte, Männern unterschiedlichster Nationalitäten Respekt einzuflößen. Ihnen verschlug es die Sprache, sobald sie den Raum betraten, und das war ihr Verdienst.

Unsere Kurtisanen gehörten zu den beliebtesten und talentiertesten von allen Mädchen, die in den erstklassigen Häusern in Shanghai arbeiteten – sie waren elegant, verführerisch, kokett, aufreizend ausweichend, und sie konnten gut singen oder Gedichte rezitieren. Man kannte sie überall als »Wolkenschönheiten«. Jede von ihnen trug das Wort »Wolke« im Namen, das bezeichnete das Haus, zu dem sie gehörte. Wenn sie es verließen – sei es um zu heiraten, in ein Kloster zu gehen oder in einem minderwertigeren Etablissement zu arbeiten –, dann verflüchtigte sich die Wolke aus ihrem Namen. Als ich sieben Jahre alt war, lebten bei uns Rosa Wolke, Bauschwolke, Schneewolke und, mein Liebling, Zauberwolke. Es

waren alles schlaue Mädchen. Die meisten waren mit dreizehn oder vierzehn in den Verborgenen Jadepfad gekommen und würden mit dreiundzwanzig oder vierundzwanzig wieder ausziehen.

Meine Mutter bestimmte die Regeln, wie sie sich gegenüber den Gästen im Geschäft benehmen sollten und welchen Anteil an ihren Einkünften und Aufwendungen sie an das Haus zahlen mussten. Goldtaube kümmerte sich um das Auftreten und die äußere Erscheinung der Kurtisanen und sorgte dafür, dass sie die Maßstäbe und die Reputation eines Kurtisanenhauses erster Klasse aufrechterhielten. Sie wusste, wie leicht ein Mädchen seinen guten Ruf verlieren konnte. Einst war sie eine der beliebtesten Kurtisanen ihrer Zeit gewesen, bis ein Stammgast ihr die Vorderzähne und dazu das halbe Gesicht eingeschlagen hatte. Es verheilte wieder, aber es blieb ein wenig schief. Als sie zurückkehrte, hatten andere Schönheiten ihren Platz eingenommen, und sie kam nicht gegen die Gerüchte an, dass sie ihrem Patron großes Unrecht getan haben musste, um bei einem so friedlichen Mann eine solche Brutalität hervorzurufen.

So wohlgestaltet die Kurtisanen auch waren, jeder Gast, ob Chinese oder Abendländer, hoffte darauf, eine ganz bestimmte Frau zu sehen – und das war meine Mutter. Von meinem Standpunkt aus war sie wegen der federnden braunen Lockenpracht, die ihr locker auf die Schultern fiel, leicht zu entdecken. Ich hatte ganz ähnliche Haare, nur waren meine dunkler. Ihr Teint hatte eine leicht staubige Tönung. Sie erzählte stolz, dass sie ein paar Tropfen Bombay-Blut in sich habe. Niemand hätte meine Mutter als echte Schönheit bezeichnet, weder Chinesen noch Ausländer. Sie hatte eine lange, schräge Nase, die aussah, als sei sie grob mit einem Gemüsemesser geschnitzt worden. Die Stirn war hoch und breit – ein eindeutiges Anzeichen für einen Kopfmenschen, sagte Goldtaube. Das Kinn trat hervor wie eine kämpferische kleine Faust, und die Wangen waren kantig. Sie hatte eine ungewöhnlich große Iris, und die Augen lagen in tiefen, dämmerigen Höhlen, umrahmt von dunklen Wimpern. Aber sie war hinreißend, darin waren sich alle einig,

und zwar mehr als eine Frau mit ebenmäßigen Gesichtszügen und von großer Anmut. Alles an ihr faszinierte – das Lächeln, die raue, melodiöse Stimme, ihre provokanten, trägen Bewegungen. Sie funkelte. Sie leuchtete. Wenn ihr durchdringender Blick einen Mann traf, war er bezaubert. Das habe ich immer wieder beobachtet. Sie gab jedem Mann das Gefühl, er wäre etwas Besonderes für sie.

Auch ihre Eleganz war einzigartig. Ihre originellen Kleider entwarf sie selbst. Am liebsten mochte ich ein fliederfarbenes Gewand aus beinahe durchsichtigem Organza über hellrosa Wildseide. Es war mit einer Ranke aus winzigen Blättern bestickt. An ihrem Busen kletterten zwei rosa Knospen oben aus ihr heraus. Und wenn man glaubte, die Rosenknospen wären ebenfalls aus Seide, dann lag man nur zur Hälfte richtig, denn eine davon war eine echte Rose, die im Lauf des Abends die Blütenblätter verlor und ihren Duft entsandte.

Vom Balkon aus beobachtete ich, wie sie mit raschelndem Kleid im Zickzack den Raum durchquerte, gefolgt von den bewundernden Blicken der Männer. Sie wandte das Gesicht zur einen Seite, um mit einem Chinesen zu sprechen, dann zur anderen Seite, um mit einem Abendländer zu reden. Alle beide fühlten sich geschmeichelt, weil sie ihn ausgewählt und ihm ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Von meiner Mutter wollten alle das Gleiche. Ihre *guanxi*, wie es die Chinesen ausdrückten, ihre einflussreichen Verbindungen, wie die Abendländer sagten. Es ging um ihre Bekanntschaft mit den mächtigsten und erfolgreichsten Abendländern und Chinesen in Shanghai, Kanton, Macau und Hongkong. Das beinhaltete auch ihr Wissen über deren Unternehmen und die Möglichkeiten, die sich dadurch ergaben oder auch nicht. Ihre Anziehungskraft bestand in ihrer Fähigkeit, Männer mit potenziellen Geschäftspartnern zusammenzubringen, um mehr Profit zu erzielen.

Die neidischen Betreiberinnen anderer Kurtisanenhäuser behaupteten, meine Mutter kenne diese Männer und ihre Geheimnisse, weil sie mit allen geschlafen habe, mit Hunderten von ihnen

jedweder Hautfarbe. Oder sie behaupteten, sie erpresse die Männer, weil sie Kenntnis davon hatte, dass sie auf ungesetzliche Weise zu ihrem Geld gekommen waren. Es könne auch sein, dass sie sie nächtens unter Drogen setzte. Wer wusste schon, wie sie diese Männer dazu brachte, ihr zu geben, was sie erfahren wollte?

Der wahre Grund für ihren geschäftlichen Erfolg hatte viel mit Goldtaube zu tun. Meine Mutter erzählte es so oft, aber derartig umständlich, dass ich nur Einzelteile zusammentragen konnte, die als Ganzes viel zu fantastisch waren, um wahr zu sein. Sie und Goldtaube hatten sich offenbar vor zehn Jahren kennengelernt, als sie in einem Haus in der East Floral Alley lebten. Anfangs betrieb Goldtaube ein Teehaus für chinesische Seeleute. Dann eröffnete meine Mutter eine Kneipe für Piraten. Also machte Goldtaube ein noch schickeres Teehaus für Kapitäne auf, und meine Mutter zog mit einem Privatclub für die Schiffseigner nach. Sie überboten einander, bis meine Mutter schließlich den Verborgenen Jadepfad eröffnete, und damit war die Sache beendet. Während dieser ganzen Zeit brachte meine Mutter Goldtaube Englisch bei, und Goldtaube unterrichtete sie in Chinesisch. Gemeinsam praktizierten sie ein Ritual namens *momo*, mit dem Diebe Geheimnisse stahlen. Goldtaube behauptete, *momo* bestehe in nichts anderem, als still zu sein. Das glaubte ich ihr aber nicht.

Manchmal kam ich mit Carlotta von meinem Balkonplatz herunter und schlängelte mich durch ein hohes Labyrinth aus Männern in dunklen Anzügen. Kaum jemand achtete auf mich. Es war, als wäre ich unsichtbar, nur für die Diener nicht, die mich im Alter von sieben nicht mehr als Wirbelwind fürchteten, sondern eher wie einen Steppenroller behandelten.

Ich war zu klein, um an den Männern vorbeizusehen, die in Gruppen zusammenstanden, aber die helle Stimme meiner Mutter kam näher oder entfernte sich, während sie jeden Gast begrüßte, als wäre er ein lange verschollener Freund. Freundlich ermahnte sie diejenigen, die sie eine Weile nicht gesehen hatte, und die fühlten sich geschmeichelt, dass meine Mutter sie vermisst hatte. Sie

brachte diese Männer dazu, allem, was sie sagte, zuzustimmen. Wenn zwei im Raum unterschiedliche Meinungen vertraten, schlug sie sich nicht auf eine Seite, sondern nahm eine übergeordnete Warte ein und vereinte die Ansichten der Männer zu einer gemeinsamen, wie eine Göttin. Sie übersetzte nicht wörtlich, sondern änderte die Intention, das Interesse und die angedachte Kooperation um Nuancen.

Wenn jemand in ein Fettnäpfchen trat, verzieh sie das. Das war nicht zu vermeiden, da unterschiedliche Nationen aufeinandertrafen. Ich erinnere mich an einen Abend, als ich neben meiner Mutter stand, während sie Mr Scott, einen britischen Mühlenbesitzer, Herrn Yang, einem Banker, vorstellte. Mr Scott fing sofort an zu erzählen, was er an diesem Tag auf der Rennbahn gewonnen hatte. Leider sprach Herr Yang fließend Englisch, und meine Mutter konnte das Gespräch deswegen nicht in eine andere Richtung lenken, als Mr Scott aufgeregt von seinem Nachmittag berichtete.

»Für das Pferd standen die Wetten bei zwölf zu eins. Auf der letzten Viertelmeile legte es richtig los, und bis zum Ende gewann es stetig an Tempo.« Er hielt sich die Hand vor die Augen, als würde er das Rennen noch einmal verfolgen. »Es hat mit fünf Längen Vorsprung gewonnen! Gehen Sie gerne zum Pferderennen, Herr Yang?«

Herr Yang sagte diplomatisch und ohne zu lächeln: »Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Mr Scott, und auch kein anderer Chinese, den ich kenne.«

Mr Scott schlug unvermittelt vor: »Dann müssen wir einmal zusammen hin. Vielleicht gleich morgen?«

Worauf Herr Yang ernst erwiderte: »Gemäß Ihren westlichen Gesetzen in der Internationalen Konzession dieser Stadt müssten Sie mich als Ihren Diener mitnehmen.«

Das Lächeln verschwand aus Mr Scotts Gesicht. Er hatte das Verbot vergessen. Er warf meiner Mutter einen verunsicherten Blick zu, und sie rettete die Situation mit einem Scherz: »Herr Yang, Sie müssen Mr Scott als Ihren Rikschafahrer mit in die um-

mauerte Stadt nehmen und ihn antreiben, so schnell wie sein Siegerpferd zum Tor zu rennen. Wie du mir, so ich dir.«

Nachdem sie alle herzhaft gelacht hatten, sagte sie: »Dieses ganze Gerede über Geschwindigkeit und Eile erinnert mich daran, dass wir uns schnell darum bemühen müssen, die Genehmigung für die Schiffspassage durch Yokohama zu erhalten. Ich weiß jemanden, der da behilflich sein kann. Soll ich morgen eine Nachricht schicken?« In der darauffolgenden Woche kamen drei Geldgeschenke, eines von Herrn Yang, ein größeres von Mr Scott, und das letzte von dem Bürokraten, der das Genehmigungsverfahren erleichtert hatte und an dem Geschäft beteiligt war.

Sie bezauberte die Männer. Sie benahmen sich, als seien sie in sie verliebt. Doch keiner durfte ihr seine Liebe erklären, so tief sie auch sein mochte. Es wurde davor gewarnt, dass sie das nicht als echtes Geständnis auffassen würde, sondern als Trick, um sich auf ungerechte Weise Vorteile zu verschaffen. Sie hatte gelobt, wenn ein Mann versuchte, ihre Zuneigung zu gewinnen, würde sie ihm den Zutritt zum Verborgenen Jadepfad verwehren. Bei einem Mann brach sie dieses Gelöbnis.

Hinter den Balkonen waren zwei Korridore, und dazwischen lag ein Gemeinschaftsraum, in dem wir unsere Mahlzeiten einnahmen. Durch einen Rundbogen ging es in einen größeren Raum, den wir Familiensaal nannten. In ihm standen drei Teetische mit Stühlen sowie Möbel im westlichen Stil. Hier traf sich meine Mutter mit dem Schneider oder dem Schuhmacher, dem Steuerbeamten, dem Mitarbeiter der Bank und anderen Leuten, die langweilige Tätigkeiten ausübten. Von Zeit zu Zeit wurde eine Hochzeit zwischen einer Kurtisane und einem Stammgast inszeniert, der einen Vertrag über mindestens zwei Saisons abgeschlossen hatte. Wenn der Raum nicht benutzt wurde, was öfter der Fall war, tranken die Wolkenschönheiten dort Tee und knabberten süße Kerne, während sie träge über einen Freier plauderten, den keiner wollte, über ein neues Restaurant mit modischem ausländischem Essen oder über

den Niedergang einer Kurtisane in einem anderen Haus. Sie behandelten einander wie Schwestern, denn die Umstände banden sie während ihrer kurzen Karrieren an dieses Haus und diesen Moment. Sie trösteten sich gegenseitig, sprachen einander Mut zu und stritten über Belanglosigkeiten wie ihre gemeinsamen Ausgaben für das Essen. Sie waren eifersüchtig aufeinander, aber sie liehen sich gegenseitig Nadeln und Armreife. Und sie erzählten sich immer wieder dieselben Geschichten darüber, wie sie von ihren Familien getrennt wurden, was darin gipfelte, dass sie allesamt ausgiebig Tränen vergossen, weil sie so viel Verständnis füreinander hatten. »Niemand sollte so ein bitteres Schicksal erleiden müssen«, hieß es jedes Mal. »Scheiß auf den Köter«, lautete ein anderer Spruch.

Ein Korridor führte auf einen Hof, der von zwei großen Flügeln des Hauses flankiert wurde. Sie waren im Karree um einen kleineren Hof angelegt. Links befand sich der südwestliche Flügel, wo die Wolkenschönheiten lebten. Über einen überdachten Steg, der an allen vier Flügelseiten entlanglief, erreichten die Kurtisanen ihre Zimmer. Die Kurtisane, die den niedrigsten Rang innehatte, bewohnte den Raum, der dem Korridor am nächsten war. Dort hatte man am wenigsten Privatsphäre, da alle anderen an der Tür und am Fenster vorbeilaufen mussten, um zu ihren Zimmern zu kommen. Die Kurtisane mit dem höchsten Rang bewohnte das Boudoir, das am weitesten vom Korridor entfernt war, sodass sie die meiste Privatsphäre hatte. Die langen Räume waren alle zweigeteilt. Auf der einen Seite eines hohen Holzgitters konnten die Wolkenschönheit und ihr Gast ein Essen in intimer Atmosphäre einnehmen. Hinter dem Wandschirm befand sich ihr Boudoir. Es hatte ein Fenster zum Innenhof, ideal, um den Mond zu beobachten. Je beliebter eine Schönheit war, desto besser war ihr Zimmer ausgestattet, häufig war es voll mit Geschenken von ihren Freiern und Patronen. Die Boudoirs waren chinesischer eingerichtet als der Salon. Kein Patron wollte lange rätseln, auf welchen Diwan er sich gleich zum Rauchen legen sollte, wo er sich erleichtern konnte oder wo er schlafen würde, wenn er sich verausgabt hatte oder kurz davor stand.

Meine Mutter, Goldtaube und ich wohnten im nordöstlichen Flügel. Mutter hatte getrennte Räume auf zwei Seiten des Gebäudes. Den einen Raum nutzte sie als Schlafzimmer, den anderen als Büro. Dort traf sie sich mit Goldtaube, um über die Gäste des Abends zu sprechen. Ich leistete ihr am späten Mittag immer zum Essen Gesellschaft, und ich war auch bei ihr, wenn sie sich in ihrem Schlafbereich für den Abend fertigmachte. Das war die glücklichste Zeit meines Tages. Während dieser knappen Stunde stellte sie mir Fragen nach meinem Lernstoff und erzählte mir oft interessante Dinge dazu. Sie fragte außerdem nach, was ich angestellt hatte, denn man hatte ihr Bericht erstattet: Was ich nur getan hatte, dass eines der Hausmädchen sich umbringen wollte, ob ich zu Goldtaube frech gewesen war, ob ich schon wieder ein Kleid zerrissen hatte? Ich wiederum tat meine Meinung über eine neue Kurtisane oder über einen neuen Hut, den Mutter trug, kund, oder ich berichtete von Carlottas neuesten Streichen und ähnlichen Dingen, von denen ich glaubte, sie seien für die Haushaltsführung wichtig.

Meine Mutter hatte noch ein weiteres Zimmer, das vom Büro abging. Die beiden Bereiche waren durch Glastüren voneinander getrennt, die mit dicken Vorhängen versehen waren. Dieser Raum wurde Boulevard genannt, weil seine Fenster auf die Nanking Road gingen und er mehreren Zwecken diente. Tagsüber wurde ich dort von meinen amerikanischen Hauslehrern unterrichtet. Aber wenn meine Mutter oder Goldtaube Gäste von außerhalb der Stadt hatten, wurden in ihm die Besucher untergebracht. Gelegentlich kam es auch vor, dass eine Kurtisane schlecht geplant hatte oder so beliebt war, dass für dieselbe Nacht zwei Kunden gebucht waren. Dann unterhielt sie den einen Freier im Boulevard und den anderen in ihrem Boudoir. Wenn sie es geschickt anstellte, merkte keiner der beiden etwas von ihrem Doppelspiel.

Mein Zimmer lag auf der Nordseite des Ostflügels, und weil es so nahe am Hauptkorridor war, konnte ich die Gespräche der vier Hausmädchen mit anhören, die gleich um die Ecke vor meinem Fenster standen und warteten, dass sie gerufen wurden, um Tee,

Obst oder warme, feuchte Tücher zu bringen. Wenn sie die Kurtisanen bedienten, bekamen sie mit, wie gut sie sich mit einem neuen Bewunderer schlugen. Es verblüffte mich immer wieder, warum die Kurtisanen davon ausgingen, die Hausmädchen wären taub.

»Du hättest ihr Gesicht sehen sollen, als sich herausstellte, dass die Kette, die er ihr gezeigt hat, nur halb so viel wert war, wie sie gehofft hatte. Mich hat das nicht überrascht.«

»Sie steckt in einer schwierigen Situation. Innerhalb eines Monats wird sie weg sein. Ai-ya, *armes Mädchen. So ein Schicksal hat sie nicht verdient.«*

Am frühen Abend würde dann mindestens eine Wolkenschönheit ihren Patron in den größeren Hof darunter führen, um sich romantischen Gesprächen über die Natur hinzugeben. Ich stand so oft auf dem Steg und lauschte dem einstudierten Gesäusel, dass ich den Text genauso wehmütig vortragen konnte wie die Kurtisanen. Der Mond war ein beliebtes Thema.

Eigentlich sollte ich mich über den Anblick des Vollmonds freuen, mein Geliebter. Aber ich bin traurig, denn er erinnert mich daran, dass meine Schulden zunehmen und deine Leidenschaft abnimmt. Warum hast du mir sonst in letzter Zeit kein Geschenk gemacht? Soll meine Hingabe durch Armut belohnt werden?

Es war ganz egal, wie großzügig der Kunde war. Die Schönheit würde ihn zu mehr drängen. Oft seufzte der schwer geprüfte Patron dann und bat seine Kurtisane, nicht mehr zu weinen. Er stimmte allem zu, was die Klagen des Mädchens verstummen lassen und es glücklich machen würde.

So funktionierte das normalerweise. Aber eines Abends hörte ich voller Schadenfreude, wie ein Patron sagte: »Wenn es nach dir ginge, wäre jeden Tag Vollmond. Erzähl mir bloß nie mehr diesen Unsinn vom Mond.«

Am späten Vormittag unterhielten sich die Kurtisanen im Hof.

»Dieser Geizhals hat sich taub gestellt.«

»Er hat einfach so zugestimmt. Ich hätte schon vor Monaten fragen sollen.«

»Seine Liebe ist echt. Er hat gesagt, ich bin nicht wie andere Blumenschönheiten.«

Bei Tageslicht lasen sie die Zeichen am Himmel. Wie veränderlich diese Wolken doch waren, genau wie das Dasein. Sie sahen hoch oben unheilvolle dünne Schlieren und stellten fest, dass sie ganz weit weg waren. Sie freuten sich, wenn die Wolken dick waren wie Babypopos, und sie bekamen Angst, wenn sich diese Babys herumdrehten und einen schwarzen Bauch zeigten. Viele Wolkenschönheiten vor ihnen hatten erlebt, wie sich ihr Schicksal an einem einzigen Tag wendete. Die älteren Blumenschwestern hatten sie gewarnt, dass Beliebtheit so beständig war wie ein modischer Hut. Doch wenn ihr Ansehen stieg, vergaßen die meisten diese Warnung. Sie glaubten alle, sie bildeten eine Ausnahme.

In kalten Nächten öffnete ich das Fenster einen Spalt und belauschte die Hausmädchen. In warmen Nächten machte ich das Fenster weit auf und stellte mich leise im Dunkeln hinter meine Fensterläden aus Gitterwerk. Carlotta saß mir auf der Schulter, und wir hörten gemeinsam den Erzählungen der Dienstmädchen darüber zu, was in den Zimmern der Kurtisanen vor sich ging. Manchmal benutzten sie Wörter, die ich schon gehört hatte, wenn sich die Wolkenschönheiten untereinander unterhalten hatten: »die Nadel einfädeln«, »den Pavillon betreten«, »den Krieger reizen« und viele andere Ausdrücke, die sie zum Lachen brachten.

Ein Kind war natürlich neugierig auf die Ursache dieses Gelächters. Ich stillte diese Neugier in dem Sommer, in dem ich sieben war. Es ergab sich eine Gelegenheit, als drei Hausmädchen und eine Kurtisane erbärmlich krank waren, weil sie etwas Schlechtes gegessen hatten. Das verbliebene Hausmädchen wurde gerufen, um sich um die Kurtisane zu kümmern, die sich übergeben musste. Rosa Wolke und ihr Freier kamen auf dem Weg zu ihrem Boudoir an meinem Fenster vorbei. Nach ein paar Minuten sauste ich zum Westflügel und kauerte mich unter ihr Fenster. Ich war nicht groß genug, um in das Zimmer schauen zu können, und das meiste von dem, was ich hörte, waren weitschweifige Artigkeiten.

Du siehst zufrieden und glücklich aus. Das Geschäft scheint gut zu laufen. Deine Frau wird fröhlich singen wie ein Vogel.

Gerade als ich aufgeben und in mein Zimmer zurückkehren wollte, schnappte jemand überrascht nach Luft, und danach dankte Rosa Wolke ihrem Freier mit zittriger Stimme für sein Geschenk. Kurz darauf hörte ich ein Ächzen und wieder das überraschte, scharfe Einatmen, ganz oft hintereinander.

Am nächsten Abend freute ich mich zu hören, dass die Übelkeit noch nicht überstanden war. Ich hatte die Idee gehabt, mich auf eine umgedrehte Schüssel zu stellen, sodass ich gerade groß genug war, um in das Zimmer hineinblicken zu können. Im Lampenschein sah ich die dunklen Gestalten von Rosa Wolke und ihrem Freier hinter den dünnen Seidenvorhängen des Betts. Sie bewegten sich emsig wie Puppen in einem Schattenspiel. Die Silhouette zweier kleiner Füße war zu sehen, sie schienen aus dem Kopf des Mannes zu sprießen. Urplötzlich stießen diese Füße die Vorhänge auf. Der Mann war nackt und sprang so heftig auf ihr herum, dass sie vom Bett fielen. Ich musste unwillkürlich lachen.

Rosa Wolke beschwerte sich am nächsten Tag bei Goldtaube, dass ich spioniert hätte und ihr Freier wegen meines Gelächters beinahe das Interesse verloren habe. Goldtaube erzählte das meiner Mutter, und meine Mutter wiederum bat mich ganz ruhig, den Schönheiten ihre Privatsphäre zu lassen und ihre Geschäfte nicht zu stören. Ich verstand das so, dass ich künftig besser aufpassen und mich nicht erwischen lassen sollte.

Die nächste Gelegenheit, die sich ergab, packte ich beim Schopfe. In dem Alter fand ich das, was ich sah, nicht in sexueller Hinsicht spannend. Es war eher der Reiz, etwas zu tun, das meinen Opfern peinlich gewesen wäre, hätten sie es gewusst. Ich war schon öfter ziemlich frech gewesen: Ich hatte einmal einem Mann zugesehen, wie er in einen Nachttopf pinkelte, ich hatte einen Fettfleck auf das Gewand einer Kurtisane gemacht, die mich zuvor angeschnauzt hatte, und ähnliche Possen. Einmal tauschte ich die silbernen Glöckchen am Hochzeitsbett gegen Blechdosen aus, und als

die Bewegungen des Mannes immer schneller wurden und das Bett wackelte, ertönte kein Klingeln, sondern ein Scheppern. Natürlich war mir klar, dass diese Streiche unrecht waren, aber ich fühlte mich mutig dadurch und fand es spannend. Ich wusste auch, was die Wolkenschönheiten wirklich über ihre Freier und Patrone dachten. Und dieses Wissen verlieh mir eine geheime Macht – ohne besonderen Nutzen, aber dennoch war es Macht –, und die war so viel wert wie jedes einzelne Schmuckstück in meiner Schatzkiste.

So boshaft ich auch war, ich verspürte nicht den Wunsch, meiner Mutter und ihren Liebhabern zuzusehen. Allein die Vorstellung, dass sie einem Mann erlaubte, sie ohne ihre schönen Kleider zu sehen, stieß mich ab. Bei den Blumenschönheiten war ich weniger zimperlich. Ich sah ihnen zu, wie sie sich auf dem Diwan räkelten. Ich sah zu, wie Männer ihnen zwischen die Beine schauten. Ich sah Kurtisanen auf den Knien, die sich vor dem Penis eines Kunden verneigten. Eines Abends betrat ein korpulenter Mann das Zimmer von Bauschwolke. Sein Name war Prosper Yang. Er besaß mehrere Fabriken, in denen Nähmaschinen hergestellt wurden, und andere, in denen Frauen und Kinder an diesen Maschinen arbeiteten. Er küsste Bauschwolke zärtlich, sie zitterte und tat schüchtern. Er sprach leise auf sie ein. Ihre Augen wurden groß und füllten sich mit Tränen, als sie ihre Kleidung ablegte. Sein massiger Körper ragte über ihr auf wie ein dunkles Unwetter. Sie schaute ängstlich, als würde sie gleich zerquetscht werden. Er drückte sich gegen sie, und ihre Körper bewegten sich wie zappelnde Fische. Sie wehrte sich und schluchzte theatralisch. Und dann verknoteten sich ihre Arme und Beine wie Schlangen. Er gab harte, tierische Laute von sich. Sie kreischte wie ein kleines, aufgeregtes Vögelchen. Er setzte sich mit gespreizten Beinen auf ihren Po und ritt auf ihr, als wäre sie ein trabendes Pony, bis er hinunterfiel. Dann ging er und ließ sie reglos auf der Seite liegen. Als der Mond durch das Fenster schien, glänzte ihr Körper weiß, und ich dachte schon, sie wäre tot. Ich betrachtete sie fast eine Stunde lang, bis sie schließlich gähnend und mit ausgestrecktem Arm aus dem nahen Tode erwachte.

Am nächsten Morgen erzählte Bauschwolke einer anderen Blumenschwester im Hof, dass Prosper Yang ihr gesagt hatte, dass er sie sehr schätze und ihr Patron sein wolle und sie eines Tages womöglich sogar zu seiner Ehefrau machen würde.

Was ich beobachtet hatte, wurde plötzlich gefährlich und abstoßend. Mutter und Goldtaube hatten mehrmals erwähnt, dass ich vielleicht eines Tages heiraten würde. Die Ehe hatte ich bisher immer als eines meiner vielen amerikanischen Privilegien betrachtet, und im Gegensatz zu den Kurtisanen konnte ich davon ausgehen, dass es einmal dazu kam. Ich hatte mir nie überlegt, dass es zu einer Ehe gehörte, dass jemand so auf mir herumsprang, wie ich es bei Bauschwolke und ihrem Freier gesehen hatte. Nun gingen mir diese Bilder nicht mehr aus dem Kopf. Sie kamen ungewollt, und mir war nicht wohl dabei. Mehrere Nächte hintereinander hatte ich scheußliche Träume. Jedes Mal hatte ich den Platz von Bauschwolke eingenommen, lag auf dem Bauch und wartete. Eine dunkle Männergestalt tauchte vor den durchscheinenden Vorhängen auf, und einen Augenblick später platzte er herein – es war Prosper Yang. Er sprang mir auf den Rücken, ritt mich wie ein Pony und brach mir jeden Knochen einzeln. Als er fertig war, lag ich ganz still da, kalt wie Marmor. Ich wartete, dass ich mich bewegte, so wie Bauschwolke. Doch stattdessen wurde ich immer kälter, denn ich war tot.

Danach spionierte ich den Wolkenschönheiten nicht mehr hinterher.

Die Blumenschwester, die ich am liebsten mochte, war Zauberwolke. Aus diesem Grund beobachtete ich sie und ihren Patron nur ein einziges Mal heimlich. Ich musste oft lachen, weil sie sich auf haarsträubende Weise mit ihren kostbaren Einrichtungsgegenständen brüstete. Das hölzerne Ehebett sei aus dem Stamm eines einzigen Hartholzbaums gefertigt, der so dick wie ein ganzes Haus gewesen sei. Ich entdeckte Fugen. Der Goldbrokat auf dem Opiumbett sei ein Geschenk von einer kaiserlichen Konkubine, die angeb-

lich ihre Halbschwester war. Sie spielte die Beleidigte, weil ich ihr das nicht glaubte. Die Wattierung ihrer Bettdecke bestehe aus Seidenwolken und fange beim leisesten Seufzer an zu schweben. Ich seufzte und seufzte, um ihr zu zeigen, dass sich da gar nichts rührte. Sie hatte auch einen einfachen Ming-Tisch, auf dem die Schätze des Studierzimmers standen, die Requisiten der Gelehrten, die jeder Kunde sehr schätzte, auch wenn er niemals dieses Maß an Bildung erreicht hatte. Sie behauptete, diese Gegenstände hätten dem Dichtergeist gehört. Niemand sonst hätte es gewagt, sie an sich zu nehmen. Ich glaubte nicht an Geister, aber ich war trotzdem nervös, als sie darauf bestand, dass ich mir die Sachen genau ansah: ein violetter Duan-Reibstein, Pinsel aus ganz weichen Schafshaaren und Tuschestäbe, in die Gartenszenen aus dem Haus eines Gelehrten geschnitzt waren. Sie hielt die Papierrollen hoch und erklärte, dieses Papier würde genau die richtige Menge Tusche aufnehmen und genau das richtige Licht reflektieren. Als ich sie fragte, ob sie Gedichte schreiben könne, antwortete sie: »Natürlich! Warum hätte ich sonst diese ganzen Sachen hier?«

Ich wusste, dass sie wie die meisten Kurtisanen nur schlecht lesen und schreiben konnte. Goldtaube hatte von den Kurtisanen verlangt, die Schätze des Gelehrten bei sich im Zimmer zu haben. Das erhöhte das Ansehen des Hauses und hob es von anderen ab. Zauberwolke erzählte mir, dass der Dichtergeist ihre Gelehrtenschätze ganz besonders würdigte, mehr als die in den anderen Boudoirs.

»Ich weiß, was ihm gefällt, in einem früheren Leben war er nämlich mein Ehemann«, sagte Zauberwolke, »und ich war seine Lieblingskonkubine. Als er starb, brachte ich mich um, damit ich bei ihm sein konnte. Aber die Gesellschaft hat uns sogar im Himmel voneinander getrennt. Seine Frau wollte mir nicht erlauben, ihn zu sehen, deshalb hat sie dafür gesorgt, dass er vor mir wiedergeboren wurde.«

Wie gesagt, ich glaubte nicht an Geister, aber Zauberwolkes verrücktes Gerede machte mich trotzdem ganz nervös.

»Als ich hier eingezogen bin, kam er in der ersten Nacht zu

mir. Ich spürte einen kühlen Atemzug auf der Wange und wusste, der Dichtergeist war da. In der Vergangenheit wäre ich vor Angst schlotternd über alle Berge geflüchtet. Aber diesmal klapperte ich nicht mit den Zähnen, sondern mir rann eine wunderbare Wärme durch die Adern. Ich empfand eine tiefe Liebe, wie ich sie noch nie jemandem geschenkt oder von jemandem empfangen hatte. In dieser Nacht träumte ich von unserem vergangenen Leben und wachte so glücklich auf wie noch nie.«

Der Dichtergeist besuche sie mindestens einmal am Tag, erzählte sie. Sie spürte ihn, wenn sie in das ehemalige Malatelier ging oder im Garten neben seiner Stele saß. Ganz egal, wie traurig oder hoffnungslos oder wütend sie gerade gewesen war, sie fühlte sich auf der Stelle wieder entspannt und glücklich.

Als die Wolkenschönheiten von Zauberwolkes Phantomliebhaber erfuhren, bekamen sie Angst und zürnten ihr, weil sie den Geist geweckt hatte. Aber sie durften sie nicht zu sehr kritisieren, damit sich ihr Geisterliebhaber, der ehemalige Besitzer des Anwesens, nicht an denen rächte, die schlecht über seine Geliebte geredet hatten.

»Siehst du ihn? Riechst du ihn?«, fragten die Blumenschwestern, sobald Zauberwolke ohne ersichtlichen Grund plötzlich zufrieden dreinschaute.

»Heute, kurz vor Sonnenuntergang«, antwortete sie, »da habe ich seinen Schatten gesehen und gespürt, wie er sanft über mich hinweggefahren ist.« Mit zwei Fingern strich sie sich über den Arm.

Und dann sah auch ich einen Schatten und fühlte etwas Kühles auf der Haut.

»Aha, jetzt spürst du ihn auch«, sagte Zauberwolke.

»Nein. Ich glaube nicht an Geister.«

»Wieso hast du dann Angst?«

»Ich habe keine Angst. Wieso auch? Es gibt keine Geister.« Wie um mich Lügen zu strafen, bekam ich noch mehr Angst. Ich erinnerte mich, wie meine Mutter mir erklärt hatte, dass Geister Manifestationen menschlicher Furcht seien. Wieso quälten diese an-

geblichen Geister eigentlich nur Chinesen? Trotz der Argumente meiner Mutter glaubte ich, dass der Dichtergeist noch immer in unserem Haus wohnte. Plötzliche Angst war ein Anzeichen dafür, dass er aufgetaucht war. Aber weshalb sollte er mich besuchen?

Der Dichtergeist war bei der arrangierten Hochzeit von Bauschwolke und Prosper Yang dabei, der einen Vertrag für drei Saisons unterzeichnet hatte. Ich erfuhr, dass Bauschwolke sechzehn war und Prosper ungefähr fünfzig. Goldtaube tröstete sie damit, dass alte Männer ja dazu neigten, sich recht großzügig zu zeigen. Und Bauschwolke sagte, Prosper Yang liebe sie und sie könne sich glücklich schätzen.

Meine Mutter war bekannt dafür, dass sie die besten Hochzeiten aller Kurtisanenhäuser veranstaltete. Sie wurden im westlichen Stil inszeniert, im Gegensatz zu den traditionellen chinesischen Hochzeiten für jungfräuliche Bräute, eine Kategorie, zu denen die Kurtisanen nicht mehr zählten. Die Kurtisanenbräute trugen sogar ein weißes Hochzeitskleid, wie man es im Westen hatte. Meine Mutter besaß einige davon, und die Wolkenschönheiten durften sie benutzen. Vom Stil her waren es eindeutig Yankee-Kleider – mit tief ausgeschnittenen Miedern und voluminösen Röcken, aus glänzender geraffter Seide und mit Spitze, Stickereien und Saatperlen verziert. Diese Kleider wären niemals mit der chinesischen Trauerkleidung aus grobem weißen Sackleinen verwechselt worden.

Eine Hochzeit im westlichen Stil hatte ihre Vorteile. Das wusste ich schon, weil ich in einem anderen Haus auf einer chinesischen Hochzeit für eine Kurtisane gewesen war. Zum einen musste man keinen Ahnen die Ehre erweisen, die sich sicherlich von einer Kurtisane als Nachfahrin distanziert hätten. Deshalb gab es keine langweiligen Rituale mit Hinknien und endlosen Verbeugungen. Die Zeremonie war kurz. Die Gebete wurden weggelassen. Die Braut sagte: »Ich will«, und der Bräutigam sagte: »Ich will.« Dann wurde gegessen. Das Festessen bei einer westlichen Hochzeit war auch etwas Besonderes, denn alle Gerichte sahen westlich aus, schmeckten aber chinesisch.

Zu unterschiedlichen Preisen konnten die Patrone sich Musik in allen möglichen Stilrichtungen aussuchen. Blechbläser, die amerikanische Musik spielten, waren das Teuerste, das passte nur bei schönem Wetter. Ein Yankee-Geiger war günstiger. Dann konnte man noch die Musik auswählen. Es war wichtig, sich nicht vom Titel eines Liedes an der Nase herumführen zu lassen. Eine der Kurtisanen hatte den Geiger gebeten, »O Promise Me« zu spielen, denn sie dachte, die Länge des Stücks wäre der Anhänglichkeit ihres Patrons förderlich, sodass er vielleicht die Vertragsdauer verlängerte. Aber das Lied währte so lange, dass die Gäste das Interesse verloren und sich über andere Dinge unterhielten, bis es zu Ende war. Das war der Grund dafür, dass der Vertrag nicht verlängert wurde, sagten die Blumenschwestern danach. Alle mochten »Auld Lang Syne«, mit der Wehmut eines chinesischen Instruments gespielt, das aussah wie ein zweisaitiges Miniaturcello. Obwohl man das Lied zu traurigen Anlässen wie Begräbnissen oder Abschieden sang, war es sehr beliebt. Man musste dafür nur wenige englische Wörter lernen, und jeder sang sie gern vor, um zu beweisen, dass man Englisch konnte. Meine Mutter änderte den Text ab und nahm darin Bezug auf das Treuegelöbnis. Wenn eine Kurtisane dieses Versprechen brach, war der Vertrag beendet, und außerdem schadete das dem Ruf, der nur schwer wiederherzustellen war. War jedoch der Patron derjenige, der das Versprechen brach, fühlte sich die Kurtisane gedemütigt. Warum hatte er sie entehrt? Es musste einen Grund dafür gegeben haben.

Prosper, der sich für einen chinesischen Caruso hielt, sang voller Inbrunst mit. Mir fiel auf, wie Zauberwolke mitten im Lied den Blick auf den Türbogen richtete. Sie berührte leicht ihren Arm, blickte wieder auf und lächelte. Einen Augenblick später spürte auch ich den vertrauten kühlen Hauch über Arm und Rücken streichen. Ich erschauerte und ging zu meiner Mutter.

Prosper grölte den letzten Ton und ließ den Applaus etwas zu lange anhalten, dann rief er nach den Geschenken, die Bauschwolke gebracht werden sollten. Zuerst kam das traditionelle Geschenk,

das jede Kurtisane erhielt: ein silberner Armreif und ein Ballen Seide – darauf einen Toast! Die Gäste erhoben die Becher, legten die Köpfe zurück und tranken den Wein in einem Schluck. Dann folgte ein Sofa im westlichen Stil, überzogen mit pinkfarbenem Satin – darauf zwei Toasts! Weitere Geschenke wurden gebracht. Schließlich reichte Prosper Bauschwolke das, was sie am meisten begehrte, einen Umschlag mit Geld, der erste ihrer monatlichen Bezüge. Als sie sah, wie viel es war, blieb ihr die Luft weg, und Tränen liefen ihr über das Gesicht. Wir würden erst später erfahren, ob sie weinte, weil sie mehr als erwartet bekommen hatte oder weniger. Ein weiterer Trinkspruch wurde ausgebracht. Bauschwolke beteuerte, dass sie nicht noch mehr trinken konnte. Sie hatte rote Flecken im Gesicht und sagte, sie hätte das Gefühl, Boden und Decke würden auseinanderdriften. Aber Prosper packte sie am Kinn und flößte ihr den Wein ein, und unter dem Beifall seiner Freunde kippte er gleich noch einen weiteren Becher hinterher. Auf einmal fing Bauschwolke an zu glucksen und übergab sich, bevor sie zusammenbrach. Goldtaube machte dem Musiker rasch ein Zeichen, ein letztes Lied zu spielen, um die Gäste aus dem Raum zu vertreiben, und Prosper ging mit ihnen, ohne auch nur einen Blick auf Bauschwolke zu werfen, die auf dem Boden lag und Entschuldigungen brabbelte. Zauberwolke versuchte sie aufzusetzen, aber das besinnungslose Mädchen fiel nach hinten wie ein toter Fisch. »Mistkerle«, sagte Goldtaube. »Steck sie in eine Wanne und pass auf, dass sie nicht ertrinkt.«

Ich war bei vielen Hochzeiten dabei. Die jüngeren Schönheiten schlossen einen Vertrag nach dem anderen, kaum eine Woche verging dazwischen. Doch wenn sie älter wurden und ihre Augen weniger funkelten, gab es keine Hochzeiten mehr für sie. Dann kam der Tag, an dem Goldtaube einer Schönheit sagte, sie müsse »die Sänfte nehmen«, eine höfliche Art zu sagen, sie werde ausquartiert. Ich erinnerte mich an den Tag, an dem Rosa Wolke die schlechte Nachricht erhielt. Mutter und Goldtaube ließen sie ins Büro kommen. Ich lernte gerade im Boulevard, dem Zimmer auf der anderen

Seite der Glastüren. Rosa Wolke sprach immer lauter. Goldtaube führte Zahlen an, abnehmende Buchungen. Warum konnte ich das so deutlich hören? Ich ging zur Tür. Sie war nicht ganz geschlossen, sondern stand etwa einen Zentimeter offen. Rosa Wolke bat leise darum, bleiben zu dürfen, und behauptete, dass ein bestimmter Freier kurz davor stehe, ihr Patron werden zu wollen. Aber sie blieben standhaft und zeigten kein Mitleid. Sie schlugen ihr ein anderes Haus vor. Rosa Wolke wurde laut und wütend. Das sei eine Beleidigung, rief sie, als wäre sie eine gewöhnliche Hure. Sie rannte hinaus. Ein paar Minuten später heulte sie genauso wie Carlotta, wenn sie mit dem Fuß am Türpfosten hängen geblieben war, so als würde ihre Stimme gleichzeitig aus dem Bauch und aus dem Herzen kommen. Es klang scheußlich.

Ich erzählte Zauberwolke, was Rosa Wolke widerfahren war.

»Das wird uns allen so gehen. An einem Tag bringt uns das Schicksal hierher«, sagte sie. »Und an einem anderen Tag holt es uns weg. Vielleicht hat sie es im nächsten Leben besser. Je mehr man jetzt leidet, umso weniger leidet man später.«

»Sie sollte gar nicht leiden«, meinte ich.

Innerhalb von drei Tagen war eine Kurtisane namens Wattewolke in das Quartier von Rosa Wolke eingezogen. Sie wusste nichts von dem, was in diesem Zimmer vor sich gegangen war – nichts vom Herumturnen, den Seufzern, den Tränen, dem Heulen.

Ein paar Wochen danach war ich am späten Nachmittag in Zauberwolkes Boudoir. Meine Mutter hatte zu viel zu tun gehabt, um ihr spätes Mittagessen mit mir einzunehmen. Sie musste rasch zu einem ungenannten Ort, um eine ungenannte Person zu treffen. Zauberwolke puderte sich das Gesicht, um sich auf eine lange Nacht vorzubereiten – drei Feiern, eine im Verborgenen Jadepfad, die anderen beiden in Häusern, die ein paar Straßen entfernt lagen.

Ich hatte viele Fragen. »Sind das echte Perlen?«, »Wer hat sie dir geschenkt?«, »Wen triffst du heute Abend?«, »Nimmst du ihn mit auf dein Zimmer?«

Sie erzählte mir, die Perlen seien Drachenzähne, und ein Her-

zog hätte sie ihr geschenkt. Er würde ihr heute Abend die Ehre erweisen, und sie wollte ihn natürlich mit auf ihr Zimmer nehmen, um Tee zu trinken und Konversation zu machen. Ich lachte, und sie spielte die Beleidigte, weil ich ihr nicht glaubte.

Am nächsten Morgen war sie nicht in ihrem Zimmer. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, denn ihre Schätze des Studierzimmers und ihre seidene Steppdecke fehlten. Ich warf einen Blick in ihren Kleiderschrank, er war leer. Meine Mutter schlief noch, wie die Kurtisanen und Goldtaube auch. Also ging ich zu Zersprungenes Ei, dem Pförtner. Er hatte sie gehen sehen, aber er hatte keine Ahnung, wohin. Das erfuhr ich, als ich ein Gespräch zweier Hausmädchen mit anhörte:

»Sie war mindestens fünf oder sechs Jahre älter, als sie behauptet hat. Welches Haus würde schon eine alte Blume mit einem Geist in ihr drin aufnehmen?«

»Ich habe gehört, wie Lulu Mimi dem Patron gesagt hat, das wäre alles abergläubischer Unsinn. Er hat gesagt, es wäre egal, ob es ein Geist oder ein lebendiger Mann sei, es wäre Untreue, und er wollte das Geld aus dem Vertrag wiederhaben.«

Ich lief rasch zu meiner Mutter ins Büro. Sie war dort und sprach mit Goldtaube.

»Ich weiß, was sie getan hat, und es tut ihr leid. Du musst sie zurückkommen lassen«, sagte ich. Meine Mutter beharrte darauf, dass man nichts mehr tun könne. Alle kannten die Regeln, und wenn sie für Zauberwolke eine Ausnahme machte, dann würden alle Schönheiten denken, sie könnten sich auch so etwas leisten, ohne bestraft zu werden. Meine Mutter und Goldtaube widmeten sich daraufhin wieder ihren Plänen für eine große Abendgesellschaft und überlegten, wie viele Kurtisanen gebraucht würden.

»Bitte, Mutter«, bettelte ich. Sie ignorierte mich. Ich brach in Tränen aus und rief: »Sie war meine einzige Freundin! Wenn du sie nicht zurückbringst, habe ich niemanden mehr, der mich mag.«

Sie kam zu mir, nahm mich in die Arme und streichelte mir den Kopf. »Unsinn. Du hast viele Freundinnen hier. Schneewolke …«

»Schneewolke lässt mich nicht zu sich ins Zimmer, so wie es Zauberwolke getan hat.«

»Mrs Pettys Tochter …«

»Die ist dumm und langweilig.«

»Du hast Carlotta.«

»Das ist eine Katze. Sie spricht nicht mit mir und beantwortet mir auch keine Fragen.«

Sie zählte noch die Namen mehrerer anderer Mädchen auf, Töchter ihrer Freundinnen. Ich behauptete, dass ich sie nicht mochte – und dass sie mich verachteten, was zum Teil auch der Wahrheit entsprach. Ich jammerte weiter über mein einsames Dasein ohne Freundinnen und dass ich wohl für immer unglücklich sein würde. Da sagte sie kalt und unnachgiebig: »Hör auf damit, Violet. Ich habe sie nicht wegen einer Kleinigkeit hinausgeworfen. Sie hätte fast unser Geschäft ruiniert. Es war schlichtweg notwendig.«

»Was hat sie denn gemacht?«

»Sie hat uns verraten, indem sie nur an sich selbst dachte.«

Ich hatte keine Ahnung, was »verraten« in diesem Sinne bedeutete. Ich plapperte einfach frustriert los: »Wen kümmert es schon, ob sie uns verrät?«

»Deine eigene Mutter, die hier vor dir steht, kümmert es.«

»Dann werde ich dich auch verraten«, rief ich.

Sie blickte mich merkwürdig an, und ich glaubte, sie würde gleich nachgeben. Deshalb legte ich draufgängerisch noch nach. »Ich werde dich verraten«, drohte ich ihr.

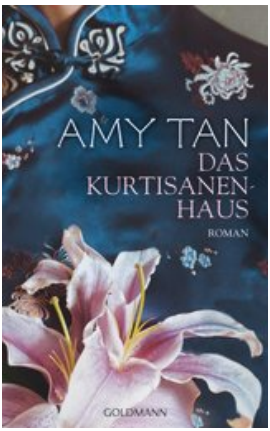
Sie verzog das Gesicht. »Hör auf, Violet, bitte.«

Ich konnte aber nicht aufhören, obwohl ich wusste, dass ich eine unbekannte Gefahr heraufbeschwor. »Ich werde dich für alle Zeit verraten«, wiederholte ich noch einmal, und da fiel ein Schatten über das Gesicht meiner Mutter.

Ihre Hände zitterten, und ihre Miene war so starr, dass sie ein anderer Mensch geworden zu sein schien. Sie sagte nichts. Je länger das Schweigen andauerte, desto mehr Angst bekam ich. Ich hätte

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Amy Tan

Das Kurtisanenhaus
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 704 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31137-8

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2014

Von den luxuriösen Salons der Kurtisanen in Shanghai bis zu den nebelverhangenen Bergen eines einsamen chinesischen Dorfs.

Shanghai, 1912: Stürmische Zeiten kündigen sich an. Der Sturz des chinesischen Kaisers versetzt die Stadt in Aufruhr. Auch die Amerikanerin Lucia Minturn blickt einem ungewissen Schicksal entgegen. Sie kam einst der Liebe wegen in dieses ferne Land und blieb schließlich für ihre Tochter Violet. Schweren Herzens entschließt sie sich, China zu verlassen. In den Wirren wird sie jedoch von ihrer Tochter getrennt, und während Lucia auf dem Schiff nach San Francisco um Violet bangt, wird die Vierzehnjährige in ein Kurtisanenhaus verschleppt. Verzweifelt wendet sich Violet dort an eine der Kurtisanen, die ihr bald zur engsten Vertrauten wird. Durch sie lernt sie, ihr Los anzunehmen. Und so setzt Violet ihre ersten Schritte auf einem langen und beschwerlichen Weg, der ihr alles abverlangt – und sie nach schweren Schicksalsschlägen doch zu großer Liebe führen wird.